

Predigt über Joh 4, 5-19.25-26.28-30.40.42
(Universitätsgottesdienst am 3. Sonntag n. Epiphantias, 21. Januar 2007)
Pfarrvikar Martin Hauger (Prakt.-Theol. Seminar)

Der Predigttext für den 3. Sonntag nach Epiphantias steht im Johannesevangelium im vierten Kapitel. Über den vorgegebenen Text hinaus lese ich auszugsweise einige Verse aus dem zweiten Teil der Geschichte:

5 Da kam er in eine Stadt Samariens, die heißt Sychar, nahe bei dem Feld, das Jakob seinem Sohn Josef gab. 6 Es war aber dort Jakobs Brunnen. Weil nun Jesus müde war von der Reise, setzte er sich am Brunnen nieder; es war um die sechste Stunde. 7 Da kommt eine Frau aus Samarien, um Wasser zu schöpfen. Jesus spricht zu ihr: Gib mir zu trinken! 8 Denn seine Jünger waren in die Stadt gegangen, um Essen zu kaufen. 9 Da spricht die samaritanische Frau zu ihm: Wie, du bittest mich um etwas zu trinken, der du ein Jude bist und ich eine samaritanische Frau? Denn die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritanern. 10 Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wenn du erkennst die Gabe Gottes und wer der ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!, du hättest ihn und er gäbe dir lebendiges Wasser. 11 Spricht zu ihm die Frau: Herr, hast du doch nichts, womit du schöpfen könntest, und der Brunnen ist tief; woher hast du dann lebendiges Wasser? 12 Bist du mehr als unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat? Und er hat daraus getrunken und seine Kinder und sein Vieh. 13 Jesus antwortete und sprach zu ihr: Wer von diesem Wasser trinkt, den wird wieder dürsten; 14 wer aber von dem Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm eine Quelle des Wassers werden, das in das ewige Leben quillt. 15 Spricht die Frau zu ihm: Herr, gib mir solches Wasser, damit mich nicht dürstet und ich nicht herkommen muss, um zu schöpfen! 16 Jesus spricht zu ihr: Geh hin, ruf deinen Mann und komm wieder her! 17 Die Frau antwortete und sprach zu ihm: Ich habe keinen Mann. Jesus spricht zu ihr: Du hast recht geantwortet: Ich habe keinen Mann. 18 Fünf Männer hast du gehabt, und der, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann; das hast du recht gesagt. 19 Die Frau spricht zu ihm: Herr, ich sehe, dass du ein Prophet bist... 25 ... Ich weiß, dass der Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn dieser kommt, wird er uns alles verkündigen. 26 Jesus spricht zu ihr: Ich bin's, der mit dir redet ... 28 Da ließ die Frau ihren Krug stehen und ging in die Stadt und spricht zu den Leuten: 29 Kommt, seht einen Menschen, der mir alles gesagt hat, was ich getan habe, ob er nicht der Christus sei! 30 Da gingen sie aus der Stadt heraus und kamen zu ihm ... 40 Als nun die Samaritaner zu ihm kamen, ... sprachen [sie] zu der Frau: Von nun an glauben wir nicht mehr um deiner Rede willen; denn wir haben selber gehört und erkannt: Dieser ist wahrlich der Welt Heiland.

Liebe Gemeinde,

eine merkwürdige Geschichte ist es schon, diese Begegnung zwischen Jesus und der Samariterin. Sie beginnt mit Jesus als einem müden Wanderer, der an einem Brunnen in der Provinz Erfrischung sucht, weil ihm die Zunge am Gaumen klebt, und seine Begleiter zum Einkaufen geschickt hat, weil ihm der Magen knurrt. Und sie endet mit einem fast unglaublichen Bekenntnis der Bürger des Ortes, die zum Brunnen gekommen sind, weil eine Frau mit zweifelhaftem Ruf sie eingeladen hat: „Kommt und seht, ob er nicht der Christus ist!“ Und sie kommen und sehen und stellen fest: „Dieser ist tatsächlich der Welt Heiland!“

Kann man noch mehr finden? Kann man noch mehr sehen? Wie aber geht das zusammen: Jesus, der müde Wanderer und der Welt Heiland; der durstige Bittsteller und der Gesalbte Israels? Denn den Eindruck eines Welterlösers macht Jesus hier nicht, als er da im Straßenstaub beim Brunnen sitzt. Was aber haben die Samariterin und die Bürger Sychars dann gesehen, was wir nicht so ohne weiteres sehen?

Dabei wissen wir durchaus: Selten sieht man den Menschen an, wer sie sind, schon gar nicht auf Reisen und unterwegs. Wer weiß schon, wer im Zug neben ihm sitzt oder wer ihm oder ihr auf den Rastplätzen unterwegs begegnet? Wir brauchen Uniformen und Abzeichen, Zeugnisse und Pässe, damit man uns glaubt, was man nicht sieht: den Rang unter Menschen, die Vollmacht, über etwas zu verfügen, die Erlaubnis, eine Grenze zu überschreiten, ja, noch einen Namen zu haben, jemand zu sein. So fragen Grenzbeamten nach Pässen, Polizisten nach Führerscheinen, Kontrolleure nach Fahrkarten, um zu prüfen, ob ein Mensch darf, was er tut, und ist, was er vorgibt.

Vielleicht hat sich das auch die Frau gedacht: Man sieht es mir ja nicht an – jedenfalls nicht, wenn man mich nicht kennt - denn man sieht einem Menschen auch seine Vergangenheit nicht an; auch ihr nicht - all die Männergeschichten, die sie gehabt hat. Wir hätten es jedenfalls nicht gesehen, was da gewesen ist, mit den Männern, wenn wir dabei gewesen wären, damals, als die Frau zum Brunnen kam. Gewundert hätten wir uns vielleicht über die seltsame Stunde zum Wasserschöpfen. Aber wir hätten ihre Scham nicht gesehen, deretwegen sie den Brunnen in der Hitze der Mittagsstunde aufsucht, während die anderen in der schattigen Kühle ihrer Häuser Schutz ruhen. Wir hätten ihr nicht angesehen, warum sie die Begegnung mit dem Menschen aus dem Dorf meidet. Dass sie es nicht erträgt, wie die Leute aus dem Dorf sie anstarren. Denn die im Ort haben genug gesehen von der Frau, um sich ihr Urteil zu bilden und sie anzustarren, wie man so eine eben anstarrt.

Aber auch sie sehen nur einen Teil; auch wenn sie meinen, genug gesehen zu haben. Denn, was in dem Herzen der Frau verborgen ist, die Verletzungen und Enttäuschungen, die ihr die Männer zugefügt haben, oder die Verbitterung und die Gewissensbisse oder die Sehnsüchte und Hoffnungen, das sehen sie nicht oder wollen es vielleicht auch nicht sehen. Denn, wer auf andere herabsieht, fühlt

sich selbst erhoben. Aber tief ist nicht nur der Brunnen von Sychar, tief sind auch die Abgründe des menschlichen Herzens und nur wenig sehen wir und nie genug, dass wir das Recht hätten, einen Menschen anzustarren mit dem Blick der Verachtung.

Der Samariterin geht es mit Jesus nicht anders. Auch sie sieht zuerst nur das Äußere, nur den jüdischen Wanderer. „Wenn du wüsstest ...“, sagt Jesus zu ihr. Aber sie kann es ja nicht wissen, denn sie kennt ihn nicht, sieht nicht den Heiland der Welt. Es geht ihr wie den Menschen in Judäa, die auch nur das Vordergründige sehen: die Wunder, die das Volk begeistern, den Erfolg, der die Pharisäer argwöhnisch werden lässt, so dass es Jesus aus Judäa zurück nach Galiläa treibt, denn die Zeit ist noch nicht reif für die letzte Konfrontation. Da sieht also die Samariterin zunächst nur einen fremden Reisenden, wie sie gelegentlich am Jakobsbrunnen vorbeikommen auf dem Weg von Judäa nach Galiläa. Und wenn wir uns gewundert haben über die seltsame Stunde, zu der die Frau den Brunnen aufsucht, so ist es nun an ihr sich zu wundern, weil Jesus sie anspricht, als Mann eine fremde Frau, als Jude eine Samariterin – gleich doppelt ungewöhnlich damals. Das eine war unehelich und das andere politisch nicht korrekt. Es war ja kein gutes Verhältnis zwischen den Juden und den Samaritern. Und wer keine Eile hatte, um von Judäa im Süden nach Galiläa im Norden zu kommen, wählte den längeren, freilich durch die größere Hitze zugleich beschwerlicheren Weg weiter östlich durch das Jordantal. Nur durch das ungeliebte Samaria konnte man die Reise in drei Tagen bewältigen, berichtet der jüdische Schriftsteller Josephus; und so war dies der Weg der Eiligen.

Das Gespräch, das sich nun entspinnt, hat schon fast etwas Komisches: Wie da der naive-realistische Pragmatismus der Frau und die rätselhaften Worte Jesu aufeinander treffen und die beiden so offensichtlich aneinander vorbei reden.

Die Frau sagt: *Du* redest als Jude und Mann mit *mir*, einer Samariterin und Frau?

Und Jesus antwortet: „Wenn du wüsstest wer ich bin, würdest *du* mit *mir* reden und *mich* um Wasser bitten!“

Die Frau blickt in den Brunnen hinab wo tief unten im Dunkel unsichtbar das Wasser steht und darauf wartet, geschöpft und heraufgeholt zu werden, und sagt: „Du hast ja nicht einmal einen Eimer, wie willst du mir Wasser geben!“

Und Jesus antwortet: „Ich rede nicht vom Brunnenwasser, das man aus der Tiefe mühsam und in kleinen Portionen jeden Tag neu herauf holen muss, weil es sich immer wieder verbraucht, sondern ständig fließendes Quellwasser, das mühelos nicht nur deinen eigenen Durst für alle Ewigkeit stillen würde, sondern auch den der Menschen um dich her.“

Die Vorteile sehend bittet die Samariterin: „Gib mir dieses Wasser, damit ich mir zukünftig den Gang zum Brunnen sparen kann und keinen Durst mehr haben muss.“

Liebe Gemeinde, an diesem Punkt gibt Jesus nun dem Gespräch eine ganz seltsame Wendung! Für den Leser ist ja völlig klar, dass die Frau bis dahin gar nicht wirklich verstanden hat, wovon Jesus eigentlich redet. Noch sieht sie nicht den Heiland. Und sie versteht nicht, was das für ein Wasser ist, von dem Jesus spricht. Die Missverständnisse sind offensichtlich. Wohl ahnt sie, dass es um etwas Großes geht und dass da ein Besonderer mit ihr redet. Aber über die ahnende Frage „Bist du mehr als unser Vater Jakob?“ und die respektvolle Anrede kommt sie nicht hinaus. Und so bleibt sie im Vordergründigen befangen.

Das Problem dieses Gespräches ist uns vielleicht ja gar nicht so fremd, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Ist es nicht so, dass das Heil, das wir uns denken können, immer etwas von der Endlichkeit unserer irdischen Welt hat, dass ein Erlöser, den wir uns vorstellen können, immer ein sehr menschlicher Erlöser ist? Die Frage nach der Quelle unseres Lebens ist in diesem Text ja unüberhörbar. Aber tun wir uns denn mit der Antwort leichter als die Samariterin? Menschen haben doch noch jede gute Gabe Gottes umgebogen und sich dienstbar gemacht zur eigenen Befriedigung, um am Ende festzustellen das ihre Sehnsüchte und Hoffnungen doch nicht gestillt wurden. Ist uns diese Versuchung etwa fremd, Heil und erfülltes Leben auf die möglichst schnelle und möglichst umfassende Erfüllung unserer momentanen Bedürfnisse zu reduzieren? „Aber das Leben kann nicht erungen werden durch die Befriedigung des Augenblicks, kann auch nicht erjagt werden durch die Äußerlichkeiten, die uns als lebensnotwendig angepriesen werden“ (Johanna Haberer). Das aber geschieht, wenn etwa nur noch nach dem Gebrauchswert der Dinge gefragt wird und eine gedankenlose Konsumhaltung immer mehr Raum greift, wenn Liebe auf Sex reduziert wird und wenn in Arbeit und Partnerschaft Menschen zu Nutzobjekten degradiert werden. Ja sogar die Religion wird zum Instrument der individuellen Bedürfnisbefriedigung. Dann kann man sich vielleicht immer noch eine Steigerung vorstellen, ein „mehr als Jakob“: noch mehr Reichtum, noch mehr Luxus, noch besseren Sex, noch tiefere spirituelle Erlebnisse – aber in den Augen Gottes ist es zugleich immer ein zuwenig. Am Ende müssen wir es uns doch eingestehen: selbst das üppigste Mal und die erlesensten Weine bewahren uns nicht davor, dass Hunger und Durst wiederkehren – oft heftiger und verlangender als zuvor. So graben wir unsere Brunnen immer tiefer auf der Suche nach dem geheilten und erfüllten Leben und schöpfen doch nur mit selbstgemachten Krügen aus rissigen Zisternen.

Nun macht Jesus in unserer Geschichte überhaupt keine Anstalten, die Samariterin über ihr Missverständnis aufzuklären. Er setzt nicht an, um alles noch einmal deutlicher und langsamer zu erklären. Vielleicht weil es so nicht geht. Denn Heil und Heilung ist nicht eine Frage der Aufklärung, genauso wenig wie man einen Menschen erklären kann und schon gar nicht den Heiland der Welt. Es ist doch eine Illusion zu glauben, dass all unsere Pässe und Dokumente, unsere Zeugnisse und Bescheinigung uns die Menschen als Menschen sehen lehren. Uniformen und Orden können lügen;

die Pässe zeigen doch nicht, wer wir sind; und was sagt schon ein Führerschein darüber, ob einer ein verantwortungs- und rücksichtsvoller Autofahrer ist. Und selbst wenn all diese unverzichtbaren Dokumente durchaus innerhalb ihrer Verwendung etwas Wahres und Richtiges sagen, so sagen sie mir noch lange nicht, was dieser Mensch für mich ist.

Aber genau das muss man wissen, wenn man den Heiland sehen will. Denn man kann vom Heil nicht reden, ohne von der eigenen Not zu sprechen. Und man kann den Heiland nicht finden, ohne ihm zu vertrauen. Wer einmal mit vertrockneter Kehle getrunken hat, weiß besser als jeder Biologe und Arzt, dass Wasser Leben ist. Und der Fallende lernt zu vertrauen, wenn er gefangen und gehalten wird. Darum heißt den Heiland finden und sehen, immer auch vertrauen lernen und sich selbst erkennen. Das ist der Weg, den Jesus die Samariterin führt: „Geh hin, rufe deinen Mann und komm wieder!“

Er, der keinen Eimer hat, um aus der Tiefe des Brunnens zu schöpfen, fährt mit einem einfachen Wort in die Tiefe des menschlichen Herzens und bringt mit diesem seltsamen Satz hervor, was die Frau so gerne verbergen will. Er sieht ihr an, was keiner sehen soll, und starrt sie doch nicht an wie die anderen. Da nimmt das Gespräch die entscheidende Wende. Noch sieht die Frau zwar nicht den Heiland, nur den Propheten: „Herr, ich sehe, dass du ein Prophet bist!“. Aber sie ahnt das göttliche Geheimnis dessen, der da mit ihr redet.

Ist dies nicht eine Erfahrung, die wir auch schon gemacht haben: Das Erstaunen, wo ein Mensch uns mit einer solchen barmherzigen Aufmerksamkeit ansieht und nicht nur mit dem oberflächlichen Alltagsblick. Da gewinnen Begegnungen eine Tiefe, die etwas prophetisch Heilvolles haben. Es müssen ja nicht die großen Worte sein. Da reicht es schon, wenn einer am Ende eines langen Semesters mir sagt: „Du siehst müde aus!“ oder „Nicht wahr, es ist die Angst vor den Prüfungen, die dich schlecht schlafen lässt?“ Es ist mitunter die Aufmerksamkeit eines anderen, die uns aufmerken lässt. Und manchmal ist es ein scheinbar beiläufiges Wort, das uns einen Menschen neu sehen lehrt, weil wir uns verstanden und angenommen fühlen. Wie ein ausgetrockneter Schwamm saugen wir solche Worte auf. Dann ertragen wir es sogar, wenn Peinliches oder Schlimmes zur Sprache kommt. Das ist vielleicht nicht angenehm, aber befreiend: wenn man die Dinge nicht mehr unter den Teppich kehren muss aus Angst davor, dass uns die Leute ansehen und sagen: „Aha, so einer bist Du also!“ Aber so redet Jesus nicht. Er sagt nur: „Du hast recht geredet!“ und lässt es gut sein. Das sind prophetische Momente in unserem Leben.

Freilich ein Prophet ist noch nicht der Messias, noch kein Heiland. Der Prophet sieht die Dinge im Lichte Gottes so, wie sie sind; aber der Heiland sieht die Dinge mit der Barmherzigkeit Gottes an, wie sie sein sollen. Sein Wort deckt nicht nur auf, sondern es deckt zugleich zu. Es stellt nicht bloß, sondern es heilt. Es spaltet nicht, sondern es verbindet, wo Grenzen uns trennen. Der Messias hat das heilende Wort, das ein neues Sehen lehrt auf sich selbst, auf den Nächsten, auf Gott. Ein Sehen,

das zugleich ein neues Sein begründet. Nein, mehr noch, er selbst ist dieses verbindende und verwandelnde Wort. Mit seiner ganzen Existenz überschreitet er die Grenzen, dass sie hinfällig werden. Wenn der Messias kommt, zählen die kleinen und großen Streitereien zwischen den Menschen nicht mehr, auch nicht die zwischen den Samaritanern und den Juden. Wenn der Messias kommt, kann ein Mann mit einer fremden Frau reden, selbst mit einer, über deren Männergeschichten das ganze Dorf spricht, ohne dass es etwas Anrühiges hat. Dann können ein Samariter und ein Jude miteinander beten, ohne zu streiten, wo denn der rechte Ort ist zum Gebet, weil Gott überall hört [vgl. Vers 20f]. Ist es nicht diese Erfahrung, die Menschen mit Jesus Christus immer wieder gemacht haben und noch heute machen? Dass da einer ist, der Grenzen überschreitet: zwischen Judäa und Samaria, zwischen den gutbürgerlichen Frommen und den unordentlichen Sündern, zwischen Männern und Frauen, zwischen Juden und Heiden; die Grenzen zum Fremden, zwischen Deutschen und Ausländern; die Grenzen der Schuld, ja sogar zwischen den Religionen und selbst noch die Grenze zwischen Leben und Tod, so dass Heilung wirklich geschieht?

Ich sah dieser Woche ein Foto aus Burundi. Tanzende Frauen in einer Gemeinde, einige kleinere mit dunklerer Hautfarbe, dazwischen hoch aufgeschossene Frauen mit einem helleren Teint. Ein Missionar erklärt: Hutufrauen und Tutsifrauen. Hutus und Tutsis, die sich so unendlich viel Leid angetan haben. Und da tanzen sie zusammen. Und die Frauen sagen: Nur hier in der christlichen Gemeinde ist es möglich, dass wir zusammenkommen. Nur hier, wo uns der Glaube an Christus verbindet.

Vor dem Heiland der Welt liegen die Geheimnisse der Menschen und ihre Grenzen auf eine heilsame Weise offen. „Ich weiß, dass der Messias kommen wird!“ sagt die Samariterin. „Er wird uns alles sagen!“ Alles das, worüber Juden und Samariter streiten, und er wird es so sagen, dass dieser Streit geheilt wird.

„Ich bin's, der mit dir redet!“ antwortet Jesus. Und wir hören die vielen anderen „Ich bin's“, die Johannes uns überliefert: Ich bin's – der Weinstock, das Leben; ich bin's, die Auferstehung, die Wahrheit; ich bin's, das Brot und die Tür, der gute Hirte.

Und wir können es glauben, weil wir sehen, wie Jesus Menschen ansieht, wie er uns ansieht und aus den Tiefen auch unseres Herzens hervorholt, was kein anderer sieht und sehen darf. Nicht um uns bloß zu stellen, sondern um uns frei zu machen und um Grenzen zu überwinden. Und wir sehen, wie er schmerzhaft und trennende Grenzen heilt: In dem Moment, in dem die Frau den Heiland erkennt, lässt sie ihren alten Krug stehen. Denn den braucht sie nicht, um das lebendige Wasser ins Dorf zu bringen. Denn dorthin eilt sie, um es denen zu sagen, denen sie kurz zuvor noch aus dem Weg gegangen war. Und es sprudelt aus ihr heraus, wie eine Quelle, deren Wasser überfließen: „Kommt und seht ...“ Und die Menschen kommen und sehen: „Dieser ist wahrlich der Welt Heiland!“

Amen.